

WILHELM ZAUNER

Mission und Ortskirche

Zur Jahrhundertfeier des Missionshauses St. Gabriel bei Wien hielt der Linzer Pastoraltheologe, der sein Fach auch an der dortigen Hochschule vertritt, eine Festrede, die hier in einer Bearbeitung dokumentiert wird. Der Vortrag enthält eine Begründung der Missionstätigkeit und auch spezieller Missionsorden in der Kirche, zeigt aber auch die damit verbundenen Impulse für den missionarischen Aspekt der Ortskirche auf. (Redaktion)

Bei der Grundsteinlegung des Missionshauses St. Gabriel am 26. April 1889 sagte der Stifter der Gesellschaft des göttlichen Wortes Arnold Janssen: „Zur größeren Ehre und Verherrlichung des Heiligen Geistes und des Gottes der ewigen Liebe! Zur Wohlfahrt unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, und zu Verbreitung ihres Heiles und ihrer Segnungen auf die Völker, welche sie noch nicht kennen. Zum geistlichen Nutzen dieser Gegend und dieses von Gott geliebten Reiches.“ Damit ist das Thema dieser Überlegungen genannt: Mission und Ortskirche.

I. Mission und Apostolat

1. Der Begriffswandel

Janssen verstand in seinem Gründungswort unter Mission das, was man gemeinhin zu seiner Zeit damit gemeint hat, nämlich die gezielte Tätigkeit von Missiona-

ren, Missionsschwestern und anderen Helfern zur Ausbreitung der Kirche in jenen Ländern, in denen sie noch nicht bzw. in einer starken Minderheit ist. So heißt es auch noch im Missionsdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils: „Gemeinhin heißen Missionen die speziellen Unternehmungen, wodurch die von der Kirche gesandten Boten des Evangeliums in die ganze Welt ziehen und die Aufgabe wahrnehmen, bei den Völkern oder Gruppen, die noch nicht an Christus glauben, das Evangelium zu predigen und die Kirche selbst einzupflanzen.“¹ Im selben Dekret wird jedoch die missionarische Tätigkeit schon beschrieben als „Kundgabe und Erfüllung des Planes Gottes in der Welt und ihrer Geschichte.“² Mission wird in diesem Konzil nicht mehr als „Mitgliederwerbung“ verstanden, sondern als zeichenhafte, sakramentale Darstellung des Heilsplanes Gottes bei allen Völkern. Damit ist auch die Einteilung in christliche Länder und Missionsländer hinfällig geworden. Die Kirche erscheint als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“,³ und das für die ganze Welt und unter allen Völkern, gleich ob sie dort viele oder wenige Mitglieder hat. Mission ist heute keine Einbahnstraße mehr, die von den christlichen zu den nichtchristlichen Völkern führt.⁴ Mission

¹ Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche (= M) 6. In der Konzilsaula hat Kardinal Frings dazu erklärt: „Man vermeide in der Missionstheologie jeden analogen Gebrauch des Wortes 'Mission' für Gebiete, die ehemals christlich waren, heute jedoch entchristlicht sind. Der Missionsgedanke muß in seiner ganzen ursprünglichen Leuchtkraft erstrahlen; er besagt die Verkündigung unseres Herrn Jesus Christus an Orten, wo dieser heilige Name noch nicht gepredigt worden ist.“ In: ZMR 50(1986)23.

² M 9.

³ Kirchenkonstitution 1.

⁴ Vgl. J. Mitterhöfer, Der Missionsbegriff: Werden und Wandel, in: ThPQ 132(1984)249–262.

ist Kommunikation, ist ein lebendiger Austausch, ein gegenseitiges Lehren und Lernen. Mission ist Beteiligung am Entdecken der Hoffnung für die Welt. Mission ist ein Dialog,⁵ in dem auch der andere zu Wort kommt: Miteinander reden — miteinander tragen — miteinander leiden — miteinander für eine Ordnung der Welt eintreten, die dem Willen Gottes entspricht. Die Mission achtet nicht nur andere Kulturen, sondern sie sucht auch nach den Spuren Gottes in ihnen. Sie respektiert nicht nur andere Religionen, sondern sie rechnet auch ganz fest damit, daß Gott in anderen und durch andere Religionen gewirkt hat und wirkt. Das 2. Vatikanische Konzil hat erklärt: „Von den ältesten Zeiten bis zu unseren Tagen findet sich bei den verschiedenen Völkern eine gewisse Wahrnehmung jener verborgenen Macht, die dem Lauf der Welt und den Ereignissen des menschlichen Lebens gegenwärtig ist . . . Die katholische Kirche lehnt nichts ab, was in den anderen Religionen wahr und heilig ist.“⁶ Die Kirche weiß heute besser als früher, daß Gott schon am Werk war, bevor sie ans Werk geht, und daß Gott immer schon gekommen ist, bevor ihre Missionare kommen. Ihre Aufgabe ist es oft in erster Linie, diesen Spuren nachzugehen, sie nachzuzeichnen und deutlicher sichtbar zu machen.

So großartig und faszinierend solche Perspektiven sind, so verständlich ist es andererseits auch, daß manche Missionare und Missionsinstitute durch diese neue Sicht bezüglich ihres Auftrages unsicher geworden sind. Wenn jedes Land dieser Erde nun als Missionsland gilt, dann hatte vielleicht doch Erzbischof Melcher recht, der vor 100 Jahren über Arnold Janssen gesagt

hat: „Denken Sie, er will jetzt, in unserer schwierigen Zeit, ein Missionshaus gründen und Missionare heranbilden, um Heiden zu bekehren. Es sind in Köln Heiden genug; wenn er diese nur mal zuerst bekehren würde.“⁷ Dann könnten wir vielleicht auch heute fragen: Was machen nur die Steyler Missionare in Indonesien, auf den Philippinen oder in Papua Neuguinea? Sie können auch in Mödling Heiden finden, und wenn ihnen diese zu wenig sind, so können sie ja nach Wien fahren. Wenn weiters die ganze Kirche ihrem Wesen nach missionarisch⁸ und damit jedes Mitglied der Kirche verpflichtet ist, auf seine Weise diese Aufgabe mitzutragen, wozu braucht es dann noch spezialisierte Missionare und eigene Missionsorden?

2. Zur Begründung ausdrücklicher Mission

Wenn wir uns also heute fragen, wozu es überhaupt noch einer ausdrücklichen und organisierten Mission bedarf, dann könnten wir schlicht an das Wort Jesu erinnern: „Verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung, indem ihr hinausgeht in alle Welt“ (Mk 16,15). Die Apostel haben wohl zuerst selbst die ungeheuren Dimensionen dieses Auftrags nicht erfaßt. Sie konnten noch nicht wissen, wie groß diese Welt ist und wie fremd manchen Menschen und Völkern ihre Botschaft erscheinen wird. Sie haben aber doch wohl bald begriffen, daß sie nicht sitzen bleiben dürfen in der kleinen Welt ihrer Familien und Dörfer, in Galiläa und Judäa und auch nicht in Jerusalem. Sie haben begriffen, daß es nicht genügt, im kleinen Freundeskreis beisammen zu bleiben und in aller Stille ein christliches Leben zu führen, sondern daß

⁵ Vgl. A. Bsteh, *Mission und Dialog*, in: ThPQ 132(1984)263—272.

⁶ Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen 2.

⁷ H. Fischer, Arnold Janssen, der Gründer des Steyler Missionswerkes, Steyl 1919, 104.

⁸ M 2.

sie aufbrechen müssen und ihre Botschaft nicht kniend und sitzend, sondern vor allem gehend auszurichten haben.

Diese ausdrückliche Mission setzt voraus, daß etwas zu sagen ist, was andere nicht wissen, und daß ihnen etwas mitzuteilen ist, was sie nicht haben. Mission setzt die Überzeugung voraus, daß den Heiden von gestern und heute der „unergründliche Reichtum Christi zu verkünden“ (Eph 3,8) ist und daß die Kirche Schätze besitzt, die es wert sind, allen Menschen gezeigt und erschlossen zu werden. Mission ist nicht möglich, wenn man den Reichtum der eigenen Botschaft und Tradition nicht kennt und andere Botschaften und Traditionen für interessanter und aufregender hält. Sie ist aber auch nicht möglich, wenn man sich selber besser dünkt und andere belehren will, wenn man sich auf keinen Austausch des spirituellen und kulturellen Lebens einläßt. Leider hat die Mission früherer Jahrhunderte in Verbindung mit den Kolonialmächten manchmal fremde Kulturen gestört, wenn nicht zerstört. Heutesprechen wir von Inkulturation und meinen damit, daß die Botschaft des Evangeliums die jeweilige Kultur nicht stört, sondern sich mit ihr verbindet und in ihr einen neuen Ausdruck findet. Man darf wohl mit Recht sagen, daß gerade die heute so gefährdeten Kulturen kleiner Stämme und Völker, die von der sogenannten westlichen Zivilisation noch nicht überrannt und aufgesogen wurden, nirgends sonst besser aufgehoben sind als in der kirchlichen Mission. Dort werden am ehesten lebensfähige Bräuche weiterhin gepflegt, erhalten und weiterentwickelt.

3. Zur Bedeutung eines Missionsordens

Es ist Aufgabe jeder Ordensgemeinschaft, eine wichtige Dimension der Botschaft

des Evangeliums darzustellen, nachzuzeichnen und im Bewußtsein der Kirche zu erhalten. So gibt es Ordensgemeinschaften zur Pflege der Anbetung und des Schweigens, zur Darstellung einer geglückten Verbindung zwischen ora und labora, zur exemplarischen Darstellung der evangelischen Räte Armut und Gehorsam sowie der Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen. Ein Missionsorden hat nicht nur die Aufgabe, in organisatorisch-verfaßter Weise Mission zu treiben, sondern auch der Kirche das Bewußtsein zu erhalten, daß sie „wesenhaft missionarisch“ ist, wie das Missionsdekret (2) sagt. Wenn St. Gabriel auch eine eigene Hochschule mit dem Schwerpunkt Missionswissenschaft hat, so ist das ein deutlicher Hinweis darauf, daß Mission ohne eine große geistige und denkerische Anstrengung nicht möglich ist. Hier muß intensiv nachgedacht werden über andere Menschen, Völker und Kulturen, wie dies in so hervorragender Weise etwa Wilhelm Schmidt, Martin Gusinde und Paul Schebesta getan haben. Hier muß anderen Philosophien und Theologien nachgegangen werden und ein Dialog auf höchstem Niveau stattfinden, wie dies seit Jahren bei den Religionstheologischen Studientagen in St. Gabriel der Fall ist und durch eine Buchreihe dokumentiert wird.⁹ Durch diese Hochschule wird aber auch dargestellt: Christlicher Glaube ersetzt nicht die Vernunft, sondern er fordert sie in höchster Weise heraus.

In einer Zeit, in der so viele Menschen Heimweh haben, Heimweh nach Geborgenheit, nach gegenseitiger Bestätigung und konfliktfreiem Beisammensein, bedarf es einer spezialisierten Gemeinschaft, die auch das Fernweh zu wecken vermag, die zum Aufbruch und zur Auseinandersetzung drängt. Es ist gut, Men-

⁹ Beiträge zur Religionstheologie, hg. von der Theologischen Hochschule St. Gabriel, Mödling bei Wien.

schen in der Kirche zu haben, die mit leichtem Gepäck unterwegs sind und sich flexibel auf Menschen mit anderen Sitten und Gebräuchen, mit anderen religiösen Anschauungen einstellen können — und bei denen man das auch lernen kann.

II. Die Bedeutung eines Missionsordens für die Ortskirche

Damit komme ich zur Frage, was die Niederlassung eines Missionsordens für die Ortskirche bedeuten kann. Der Ordensstifter Arnold Janssen hat bei der Grundsteinlegung für dieses Haus ja ausdrücklich erklärt, es solle auch „zum geistlichen Nutzen dieser Gegend“ sein. Er hat zweifellos dabei nicht nur vor Augen gehabt, daß Menschen, die in der Umgebung wohnen, hier in die Kirche gehen können und daß die Pfarrer der Umgebung hier eine Aushilfe erbitten können. St. Gabriel ist ein Zentrum des spirituellen Lebens, das weit über die unmittelbare Umgebung ausstrahlt und mit der großen Welt in geistigem und geistlichem Austausch steht. Die Missionare werden also hier nicht ausgebildet nach Art einer Schule für Astronauten oder für eine militärische Spezialeinheit. Am Tor von St. Gabriel steht nicht „Eintritt verboten“, sondern dieses Tor ist für jeden offen, der hier beten und lernen oder im Missionsmuseum einen Blick in andere Völker und Kulturen tun will. Es ist für jeden offen, der sich an den geistigen Anstrengungen beteiligen will.

Der „geistliche Nutzen“ für die Ortskirche reicht jedoch noch viel weiter. Dieses Haus macht uns die Dimensionen unseres Glaubens und der Kirche in besonderer Weise bewußt:

1. Die Botschaft unseres Glaubens richtet sich an die ganze Welt

Die Ortskirche muß eine Botschaft verkörpern, die sich an die ganze Welt richtet. Das Brot, das bei der Feier der Eucharistie

gegessen wird, ist Brot „für das Leben der Welt“ (Joh 6,51). Der Wein, der getrunken wird, ist das Blut Jesu Christi, vergossen „für euch und für alle“, wie es in den Wandlungsworten heißt. Wo immer getauft wird, wird ein Leben geschenkt, das Gott für alle Menschen bereit hält. Wo Firmung gefeiert wird, wird der Geist Gottes geschenkt, der ausgegossen ist über alle Menschen. Wo das Sakrament der Buße gefeiert wird, soll damit auch ein Zeichen unseres Glaubens gesetzt werden, daß Gott seine vergebende Liebe jedem schenkt, der sich bekehrt und sie annimmt. Die Feier der Krankensalbung bedeutet nicht nur, daß Gott diesem einen Kranken beisteht, sondern daß er das Heil aller Kranken ist. Auch die Weihe eines Diakons, Priesters oder Bischofs bedeutet nicht nur die Übertragung einer bestimmten Kompetenz in der Kirche, sondern sie enthält den Auftrag für den Geweihten, die Sendung der Kirche, die sich an alle Menschen richtet, amtlich darzustellen. Bei der Feier einer Eheschließung wird deutlich, daß Christus seine Kirche als Braut angenommen hat — und das zum Zeichen dafür, daß Gott alle Menschen liebt.

Ein Blick nach St. Gabriel kann also helfen, über die Grenzen der eigenen Pfarre und Diözese hinauszuschauen. Er könnte helfen, im Blick auf die große, weite Welt über die ständigen lokalen Schwierigkeiten und Zwistigkeiten hinwegzukommen und nicht zu meinen, es sei mit der Kirche schon alles in Ordnung, wenn wir nur wieder recht lieb zueinander sind. Es ist wertvoll, ein Haus zu haben, das den großen Atem der Welt in die Ortskirche hereinholt, daß diese nicht zu kurzatmig wird und an ihren eigenen kleinen Problemen erstickt. Wir wissen zwar theoretisch um diese Dimensionen; sie werden gepredigt und wir studieren sie in der Theologie. Doch sie würden sich vielleicht verflüchtigen, wenn sie nicht Gestalt annehmen

würden in der Faßbarkeit einer Ordensgemeinschaft und in der Konkretheit eines Hauses und einer Institution. Das trägt dazu bei, daß sich die Gestalt unseres Glaubens nicht verengt. Es pflanzt sich der Impuls fort, der von Jesus kommt, das Drängen: Geht fort, geht hinaus in alle Welt; *ite, missa est*: das ist eure Sendung.

2. Gott ist der Vater aller Menschen

Das letzte Prophetenbuch des Alten Testaments, Maleachi, enthält die Frage: „Haben wir nicht alle denselben Vater? Hat nicht der eine Gott uns alle erschaffen? Warum handeln wir dann treulos, einer gegen den andern?“ (2,10). Das Leben Jesu, sein Tod und seine Auferstehung sind ein einziges, leidenschaftliches Ja auf diese rhetorische Frage des Propheten: Ja, wir Menschen haben alle denselben Vater. Das Grundgebet, das uns Jesus gelehrt hat, ist nicht nur das Gebet der Kirche oder das Gebet der Getauften. Diese sollen vielmehr alle Mitmenschen bei der Hand nehmen und mit ihnen gemeinsam sprechen: Vater unser, zu uns komme dein Reich.

Diese Botschaft ist weit über eine theologische Frage hinausgewachsen. Wir begreifen heute besser als früher, daß die großen Güter der Menschheit unteilbar sind. Unteilbar ist der Friede, ist die Gerechtigkeit. Unteilbar ist die Zukunft. Es gibt nur eine Zukunft für alle — oder wir alle haben keine Zukunft mehr. Die Botschaft vom einen Vater ist also eine Botschaft, die die Welt rettet. Sie rettet nicht nur einzelne Menschen aus dieser schnöden Welt hinüber in ein besseres Jenseits; sie läßt uns nicht nur an einen neuen Himmel und eine neue Erde glauben. Sie läßt uns vielmehr auch glauben, daß diese Welt noch zu retten ist als Lebensraum für die Menschen, daß diese Welt noch

Zukunft hat, denn „so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingab“ (Joh 3,16). Wir haben mit Recht Angst vor den Mächten und Gewalten dieser Welt. Doch wir dürfen auch glauben: die größte Macht dieser Erde ist die Macht der Liebe des Vaters zu dieser Welt. Diese Botschaft ist freilich nicht esoterisch faßbar, als ein Geheimwissen für Auserwählte. Sie ist vielmehr eine blutige Realität dieser Welt, dargestellt durch Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi, in ihm schon wirksame Gegenwart geworden in der menschlichen Geschichte, gesellschaftlich faßbar geworden im Zeichen, das die Kirche darstellt. Die Missionare der Kirche können allerdings nicht wie Sektierer mit leuchtenden Augen fremde Menschen umarmen und ihnen zurufen „Jesus liebt dich“. Sie müssen wissen, daß diese Botschaft nur vermittelt werden kann durch Menschen, die nach dieser Botschaft und für diese Botschaft leben und leiden, sterben und auferstehen. Sie müssen wissen und uns allen deutlich machen, daß die Botschaft von der Liebe des Vaters nicht zu trennen ist vom Wort Jesu in der Bergpredigt: „Wenn es um eure Gerechtigkeit nicht viel besser bestellt ist als um die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen“ (Mt 5,20). Der Jesuit Alfred Delp hat vor seinem Tod aus dem Gefängnis geschrieben: „Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, so lange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen.“¹⁰

3. Kirche ist für das Reich Gottes da

Dieses Missionshaus bringt uns als Ortskirche aber auch zum Bewußtsein, daß es

¹⁰ A. Delp, *Schriften IV*, Frankfurt 1985, 319.

die Mission geben wird und braucht, so lange es diese Welt gibt. Denn die Kirche wird immer nur Zeichen und Werkzeug des Reiches Gottes sein. Sie darf ein Anfang, eine Vorahnung und Vorfreude sein, aber sie ist nicht das Reich Gottes. Sie hat nicht den Auftrag, einen katholischen Erdkreis zu errichten und nicht den Auftrag, aus Gottes Welt Gottes Kirche zu machen. Im Bewußtsein ihrer Vorläufigkeit vermag die Kirche sich selbst zu ertragen und auch in Gelassenheit hinzunehmen, daß ihr nirgendwo der volle Erfolg beschieden ist; daß sie erst am Ziel ist, wenn sie selbst nicht mehr ist und das Reich Gottes seine Vollendung gefunden hat.

III. Der Gang nach Emmaus

Ein Missionsorden und dieses Missionshaus zeigen uns aber auch ganz deutlich, daß die Kirche, ja daß die ganze Menschheit sich in der Zeit nach Ostern befindet. Der Herr ist wahrhaft auferstanden, ja. Er ist uns gegenwärtig in seiner bleibenden Gott-Menschlichkeit, in seiner Liebe, in seiner Kirche, in seinen Sakramenten. Doch unsere Augen sind trotz allem gehalten; wir können die ganze Wirklichkeit nicht schauen. Deshalb gleicht auch der Weg der Kirche und ihrer Missionare den Wegen, die nach Ostern zwei Jünger Jesu gegangen sind: den Weg nach Emmaus und den Weg nach Jerusalem.

1. Der Weg nach Emmaus

Sie gingen zunächst scheinbar einen falschen Weg. Sie entfernten sich von Jerusalem und von den anderen Jüngern. Doch „sie sprachen miteinander über alles, was sich zugetragen hatte“ (Lk 24,14). Sie waren enttäuscht, doch es war ihnen nicht gleichgültig, was Jesus getan hatte und was mit ihm geschehen war. Es beschäftigte sie, doch sie blickten nicht mehr durch. Sie blieben geistig wach, sie setzten sich mit den Ereignissen auseinander, auch

wenn sie keine Lösungen sahen. Sie blieben wenigstens miteinander im Gespräch, wenn sie schon im Augenblick nicht wußten, wie sie mit anderen darüber reden sollten.

Als sie einen Fremden trafen, fühlten sie sich nicht durch ihn gestört. Da er sie danach fragt, erzählen sie ihm, was sie erlebt haben. Da sie nun einen gefunden haben, mit dem sie über das reden können, was ihr Herz bewegt, bitten sie ihn zu bleiben. Der Wunsch nach Gemeinschaft mit einem Menschen, mit dem sie über Jesus reden können, bringt ihnen Jesus selbst ins Haus. Jesus zeigt ihnen den Messias der Schrift, den Messias, wie er ist, nicht den Messias ihrer eigenen Wünsche, Vorstellungen und Hoffnungen. Sie erkennen ihn daran, daß er die Rolle des Hausherrn übernimmt und das Brot teilt. „Da gingen ihnen die Augen auf“ (Lk 24,31). Sie erkennen ihn, weil sie ihn in seiner Rolle annehmen: Er ist der Herr — nicht bloß ein interessanter Mensch, ein guter Gesprächspartner, ein religiöses Genie, ein Religionsstifter neben anderen.

2. Der Weg nach Jerusalem

Der Weg nach Emmaus führt nach Jerusalem zurück. Der Glaube an Jesus als den Christus führt zur Kirche. Wer sagt „Kirche nein“, der kann nicht glaubhaft machen, daß er „Christus ja“ gesagt hat — jedenfalls nicht zum ganzen Christus. Die beiden Jünger „standen auf und kehrten zur selben Stunde nach Jerusalem zurück. Dort fanden sie die Elf und andere mit ihnen versammelt, die ihnen zuriefen: Der Herr ist wahrhaft auferweckt worden und dem Simon erschienen“ (Lk 24,33—34). Den beiden genügte nicht ein neues „Bewußtsein“, eine geistliche Ekstase, eine wunderbare Begegnung, sondern sie entdeckten ihr „brennendes Herz“.

Schon der Prophet Jeremia schildert diesen inneren Antrieb, von dem zu reden, was ihn im Glauben bewegt: „Sagte ich

aber: ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen sprechen, so war es mir, als brenne in meinem Herzen ein Feuer" (Jer 20,9). Es drängte also Jeremia von innen heraus zum Zeugnis, wie es Petrus und Johannes gesagt haben: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben" (Apg 4,20).

Wer Jesus begegnet ist, der hat ein „brennendes Herz". Die ganze Kirche lebt von Menschen, die es nicht fertig bringen, über das zu schweigen, was sie im Glauben gesehen und gehört haben — auch wenn ihre Sprache manchmal recht unbeholfen und unzulänglich klingt. Die ganze

Kirche lebt von Menschen, die nicht bei einigen Gesinnungsgenossen fröhlich sitzenbleiben. Sie lebt von Menschen, die aufbrechen und unterwegs sind, entweder nach Jerusalem zu den Schwestern und Brüdern im Glauben, oder vielleicht ein wenig ratlos und enttäuscht nach Emmaus. Wenn sie nur aufbrechen, wenn sie nur gehen, wenn sie nur über ihn reden! Im Rückblick werden sie voll Staunen fragen: Brannte nicht unser Herz, als er unterwegs uns ansprach? Vielleicht ist dies das wichtigste, was Missionare in der Kirche tun: Sie zeigen ihr brennendes Herz.

Ein wegweisendes Buch für ein neues Sprechen über Maria

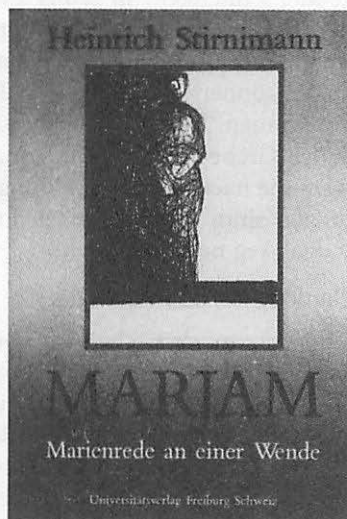
Heinrich Stirnimann

Marjam

Marienrede an einer Wende

Ca. 488 Seiten, 20 Abbildungen
(davon 14 vierfärbig), gebunden mit Schutzumschlag,
Format 15,5 x 23 cm, ca. Fr 48.—/DM 55.—
ISBN 3-7278-0636-2

Auf dem Hintergrund einer kritischen Auseinandersetzung mit der vergangenen marianischen Geschichte werden Ansätze einer neuen Sprache für Maria entwickelt. Das Buch will dokumentieren und das biblische Bild der Mutter Jesu als vorbildlich glaubende Frau heutigen Menschen näherbringen.



UNIVERSITÄTSVERLAG

FREIBURG

SCHWEIZ